

In Zeiten von Covid-19

Theologie, Hochschule und Pastoral auf dem unerwarteten Prüfstand

Das Virus. Sein Name: SARS-COV 2. Die Krankheit, die es auslöst: COVID-19. Corona. Alle Welt redet davon. Niemand kann dem Thema entweichen. Talkrunden, Brennpunkte, Magazine, Live-Ticker, Statements von Fachleuten, Anordnungen der Behörden, Reden von Politikern. Geschlossene Geschäfte. Leergeräumte Regale im Supermarkt. Strenge Vorgaben, wer mit wem auf der Straße spazieren darf. Und auch der Papst findet Gehör – er erbittet Segen für die Welt. Sie ist eben überall - die Pandemie.

Niemand kann ihr entweichen.

Für unsere Augen ist das Virus unsichtbar. Ob wir uns infizieren und vielleicht auch krank werden – wer weiß. Aber das Rauschen, verursacht vom Virus in unserer von Medien geprägten Gesellschaft: Es steigt empor wie eine graue Wolke, die sich auf alles und jeden legt. Sie wird uns noch längere Zeit begleiten und sehr viele von uns ängstigen, diese Wolke. Wenn auch bei uns noch mehr Menschen durch den tückischen Virus erkranken. Wenn die Zahl der Opfer steigt. Und die Kurve der Infizierten nicht schnell flacher wird.

Fragen stellen sich.

An die Hochschule und ihre Lehre. An den Fachbereich Theologie und seinen Auftrag, Menschen darin zu befähigen, in Seelsorge und Gemeinde ihren Mitmenschen gutes Weggeleit auch in kritischen Situationen zu geben. Natürlich: Durch das Fernstudium sind wir auf den digitalen Ernstfall vorbereitet. Viele Kolleginnen und Kollegen scheinen erstaunlich rasch in der Lage, ihre Lehrformate online zu präsentieren. Die kommenden Wochen werden zeigen, ob alles, was vorbereitet ist, wirklich zu guten Studienerfolgen führen wird. Die kommenden Wochen werden zeigen, ob wir in der digitalen Vermittlung von Lehrgehalten nicht auch ganz neue didaktische Fertigkeiten brauchen. Fragen stellen sich aber auch an die Theologie, für die die Dozierenden im Fachbereich einstehen.

Wie gehen wir um mit den Fragen und Ängsten unserer Studierenden, mit den Fragen und Ängsten ihrer Familien und Freunde? Wie kann das alles, was wir gerade erleben, verstanden und gedeutet werden? Wie ist es mit einer Kirche, die doch bei den Menschen sein soll, jetzt aber – weil es die staatlichen Behörden anordnen – Türe und Tore verschließt? Was bedeutet Seelsorge in Zeiten einer Pandemie? Reichen Online-Gebete? Wie steht es um eine Liturgie im Bildschirmformat? Und langt es, abends um Sieben eine

brennende Kerze ins Fenster zu stellen? Wie weit trägt ein Applaus, ein gesungenes Lied in der Nachbarschaft? Wo dürfen wir Nähe wagen, Gefahren auf uns nehmen – um des Nächsten willen? Kennt die Kirchengeschichte nicht auch eindrucksvolle Beispiele von Frauen und Männern, die gerade in Zeiten von Seuche, Krankheit und Not zu einer beeindruckenden Hochform aufliefen? Wo beginnt meine Verantwortung für die, die jetzt Hilfe brauchen? Hier ist eine Ethik zu befragen, die nach dem Wohl der Gemeinschaft sucht. Hier geht es um neue Orte und Formen der Seelsorge. Hier geht es um die historisch verifizierbaren Schätze einer Kirche, die über Jahrhunderte Probleme und Krisen erlebt und oft auf sehr robuste Art bewältigt hat. Hier geht es um das Wort der Schrift, das Menschen tröstet und sie einlädt, jener Dimension zu trauen, die wir die „Transzendenz“ nennen.

Viele Fragen stellen sich. Heute. Und auch dann, wenn das Virus nicht mehr so bedrohlich ist wie momentan. Wenn die Wolke sich gehoben hat.

Denn viele Fragen werden bleiben. Wenn plötzlich die gesamte Menschheit – sozusagen ohne Vorwarnung – in eine globale Katastrophe gestürzt wird, dann zeigt sich, wie zerbrechlich unsere Welt und wir alle eigentlich sind. Wir stoßen an Grenzen, von denen wir dachten, dass sie uns in unserem hochentwickelten, technisch vielfach abgesicherten Lebensstil nie mehr begegnen würden. Es stellt sich auf einmal mitten in unserer Gesellschaft die Frage nach den Überlebenschancen für alle. Die Not, die uns bedroht, verleiht auch der Frage nach der sozialen Gerechtigkeit neue Brisanz: es geht nicht nur um ein bisschen mehr oder weniger, sondern es geht für viele um alles oder nichts.

Menschen, die zu einer glücklichen Generation gehören, der vielleicht noch nie ein absolutes Nein begegnet ist, weil wir lange Zeit glaubten, dass alles machbar und „in den Griff zu kriegen“ ist, müssen jetzt schmerzhaft erfahren, wie schnell all das vorbei sein kann, was uns immer fraglos sicher schien.

In einem solchen Zusammenhang kann sich dann auch die Grundfrage der Religion neu stellen, nämlich die Frage nach dem „Sinn“, nach einer Barmherzigkeit, in der wir uns geborgen wissen dürfen. Oder auch die Frage danach, ob man angesichts der sich anbahnenden Katastrophe überhaupt noch an einen „guten Gott“ glauben darf (die Theologie nennt dies die Theodizee-Frage: Wie kann Gott gerecht sein, wenn doch so viel unverdientes Leid auf der Erde herrscht?). Wir hatten uns gerade erst mit dem Gedanken vertraut gemacht, dass die Zukunft der Menschheit auf der Erde stark bedroht ist durch die ökologische Katastrophe, die unsere Profitgier und Bequemlichkeit heraufbeschworen hat und hatten uns – wenn auch zögerlich – auf erste Maßnahmen verständigt, um diese Gefahr abzuwenden (wenn das noch gelingen kann...). Doch jetzt stehen wir plötzlich vor einer ganz anderen Gefahr, bei der wir sehen, dass die Natur selber so „gefährlich“ sein kann, unser

biologisches Leben derart verletzlich und zerbrechlich ist. Das ist eine große Herausforderung für unser Welt- und Menschenbild. Wir sehen uns zurückgeworfen auf eine Fragestellung, die wir fast vergessen hatten: Wer kann uns noch retten aus dieser Gefahr? Wird unsere Welt nur regiert von blindem Zufall oder ist da der eine, der Schöpfer, der auch unser Erlöser sein wird. Jesus Christus, der Sohn Gottes am Kreuz, der das Leiden auf sich nimmt und solidarisch trägt bis zum Ende, der uns so erlöst – wenn wir uns daran orientieren: Was heißt das dann für unser Leben, für unser Handeln, für unser Beten?

Dass Theologie so viele Fragen stellt, mag jene überraschen, die davon ausgingen, dass Gott-Gläubige immer schon Antworten auf alle Fragen des Lebens parat haben – und wenn es der Verweis auf Gottes Willen sei. Stattdessen sind Theologinnen und Theologen genauso verunsichert, ja verängstigt von dem, was gerade passiert und was wohl noch kommen mag, wie alle Menschen. Und dies nicht, weil sie halt auch „nur“ Menschen sind, sondern weil sie ganz und solidarisch Mensch sein wollen. Dieses Menschsein – so die Überzeugung von Christinnen und Christen – hat einen unschätzbaren Wert und eine unverlierbare Würde, die aus dem Schöpfungswillen Gottes und Erlösungshandeln Jesu resultieren. Dass zu glauben, heißt zu vertrauen – nicht nur im Sinne einer Übersetzung des lateinischen Fides, des Glaubens, sondern als eine wirkliche existenzielle Aufgabe und Herausforderung.

Wer vertrauensvoll handelt, verhält sich so, „als ob es in der Zukunft nur bestimmte Möglichkeiten“ gäbe – und dies legt mich erstaunlicherweise gerade nicht fest, sondern stiftet „mehr Möglichkeiten des Erlebens und Handelns ...“, weil im Vertrauen eine wirksamere Form der Reduktion von Komplexität zur Verfügung steht“. Diese Sätze über die Chancen des Vertrauens stammen nicht aus theologischer, sondern soziologischer Feder. Was Niklas Luhmann hier so kurz und knapp umreißt, erleben wir im Alltag dann doch häufig alles andere als einfach. Jemandem das Vertrauen zu schenken, birgt immer auch Ungewissheit, ein Risiko und die Möglichkeit der Enttäuschung. Das gilt ja nicht nur im Blick auf Personen, sondern auch für das Vertrauen (oder auch Misstrauen) gegenüber Institutionen, Leitideen oder Theorien. Vertrauen hat man nicht einfach so, es entwickelt sich.

All das scheint in Corona-Zeiten mehr denn je richtig und zugleich radikal in Frage gestellt. Was wirklich beeindruckt und Mut macht, sind die vielen Menschen, die sich jetzt etwas trauen. Nicht den Helden spielen wollen, sondern Zeichen der Verbundenheit, der Hoffnung, des Mutes senden – im freundlichen Zunicken, das „soziale Distanzierung“ relativiert, im gemalten Regenbogen, der in unzähligen Küchenfenstern hängt, im Pflegedienst und vielen anderen „systemrelevanten“ Vollzügen. Es wird hoffentlich bald eine Zeit kommen, in der

Forscherinnen und Forscher (auch aus der Theologie!) diese „Alltagshelden“ nach ihrer Motivation fragen und daraus neu für die vielfältigen Weisen des Vertrauens, ja Glaubens lernen können.

„Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände.“ Mit diesen Worten beginnt die letzte große Verlautbarung des Zweiten Vatikanischen Konzils, die Pastoralconstitution „Gaudium et spes“, mit der die katholische Kirche vor bald 55 Jahren ihre „engste Verbundenheit mit der ganzen Menschheitsfamilie“ zum Ausdruck bringen wollte. Seither haben viele ihr Vertrauen in diese Kirche verloren, zuletzt besonders aufgrund der zahllosen bekannt gewordenen Fälle sexuellen und spirituellen Missbrauchs. Jetzt stehen wir unvermittelt in einer Situation, die vor Augen führt, dass wir unterschiedslos zu einer „Menschheitsfamilie“ gehören. Eine Chance für alle Seiten, sich mit neuen Augen – als Mensch – zu sehen?

Ulrich Feeser-Lichterfeld/ Kai G. Sander/Wilhelm Tolksdorf